Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Baukunst als Ausdruck der Kultur
Autor: Rittmeyer, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571736

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

das Geben war die Hauptsache für sie, das Wichtigste. Wenn niemand sie gebraucht hätte, sie wäre daran zugrund gegangen.

Wer kennt und scheut nicht den grauen, eintönigen Regentag, der keinen Flimmer Himmelsblau durchläßt, der die Sonne selbst verschweigt, der sein Tropfenrieselliedsingt, immer nach derselben Melodie, und sich gebärdet, als wolle er endlos, endlos sich dehnen, sodaß kein noch so kleines Unternehmen nach außen sich breitmachen will, daß man selbst nicht einmal die Schuhe anzieht, weil man draußen so gar nichts zu suchen hat? Das war Agathes Leben gewesen. Die Seele hatte noch keine Wanderschuhe angezogen; denn da war kein Ziel, das sie lockte, kein sonniger Pfad zum Beschreiten. Jetzt aber, mit einem Male, war der Wolkenvorhang zerrissen und zeigte sich am lachenden klarsten Himmel die schönste Sonne: sie verstand nun zu lieben. So kam es, daß sie nach und nach all ihre freie Zeit dem Füllemannschen Kinde gab, was die Magd dort nur zu gerne sah. Der glücklichste Tag war natürlich der Sonntag, sonst ein Tag der Einsamkeit, jetzt der fröhlichsten Zärtlichkeit. War's schönes Wetter, so wurde ausgefahren, und keine Mutter konnte stolzer ihr Wägelchen ziehen als Agathe. Seltsam, nun war sie nicht mehr die Menschenscheue von ehedem. Es konnte geschehen, daß sie selbst Bekannte anredete und sie das Kind bewundern ließ, und es schien ihr, als seien die Leute alle freundlicher geworden. Sie konnte auch so manche gute Eigenschaft an ihnen entdecken; denn sie begegnete ihnen mit einem glücklichen Herzen. Freilich mußte sie auch hie und da einen rohen Spaß anhören, der sie dann in die Seele des unschuldigen Kindes hinein verletzte.

An Regentagen war's vielleicht noch schöner; denn da hatte sie die Kleine wirklich ganz für sich. Da konnte sie den Brei für sie kochen, sich zu ihr auf den Boden setzen und allerlei Spielzeug vor ihr ausbreiten, das sie — mit wie süßer Freude! — für sie gekauft, oder das Bettchen weich für sie bereiten zu einem wohligen Mittagsschläfchen. Und während sie bewundernd und glücklich vor dem Bettchen saß, fing sie an, leise zu summen, und manchmal sang sie ein altes Volslied, das sie irgendwo gehört hatte. Das hieß:

Uf em Berge, da geht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand;
Sie hat auch dazu kein Wiegenband.
„Ach, Joseph, lieber Joseph mein,
Ach, hilf mir wiegen mein Kindelein?"
— „Wie kann ich denn dir dein Kindlein wieg'n?
Ich kann ja kaum selber die Finger bieg'n!"
— „Schum, schei, schum, schei!"

Ein einziger Stachel saß in dem Glück: daß das Kind nicht ihr ganz allein gehörte. Es war ihr jedesmal eine Beraubung, wenn sie es wieder nach Hause abliefern mußte; manchmal litt sie förmliche Gewissensqualen, wenn sie die Kleine wieder der sorglosen Pflegerin übergab. Oft sann sie darüber nach, wie sie sich ein Recht auf das Kind verschaffen könnte ... bis ihr der Zufall zuhilfe kam.

Füllemann zog in eine andere Stadt, wo er mehr Verdienst zu finden hoffte. Als er dies Agathen mitteilte und sich ein tödlicher Schreck auf ihrem Gesichte malte, sagte er mit rohem Lachen: „Den kleinen Balg, an dem du so den Narren gefressen hast, kannst du meinetwegen behalten; wir haben noch genug Mäuler zu stopfen!" Wer war froher als Agathe! Ihre erste Sorge war, nach einem andern Verdienst auszusehen, um bei dem Kinde daheim bleiben zu können. Sie suchte Arbeit als Flickerin und Nachstickerin. Freilich, der Erwerb fiel geringer aus als in der Fabrik, weil sie nicht regelmäßig Aufträge bekam; allein sie schränkte sich gerne ein, wenn nur die Kleine nicht zu entbehren brauchte. In ihr dünkte sie sich reich wie eine Königin. Wer hatte eine lieblichere Schlafmusik als sie, wenn sie, das Wägelchen an ihr Bett gezogen, den leisen Atemzügen des Kindleins lauschen konnte, wer ein froheres Erwachen als sie, wenn sie von den allerliebsten stammelnden Lauten oder dem klingenden Lachen ihres Lieblings geweckt wurde! Und als Leni die ersten Schritte machte, erst furchtsam und unbeholfen, nach und nach mutig und freudig, war es nicht ein stolzes Ereignis? Wie voller Reiz war doch das Leben! Jeder Tag brachte neue Entdeckungen und — neue Triumphe für ihr liebendes Herz; denn das Kind zeigte eine große, schmiegsame Zärtlichkeit für seine Pflegerin. Wie schnell rannen Agathe die Stunden, wenn sie am späten Abend noch saß und an den kleinen Kleidungsstücken nähte! Sie hatte einen Schirm über dem Wägelchen aufgespannt, damit der Schein des Lämpchens nicht auf das schlafende Kind falle. Ab und zu, wenn sie eine Fliege summen hörte, erhob sie sich auf den Zehenspitzen und schlich zum Bettchen, um die Störerin zu verscheuchen. Da konnte sie denn lange in Betrachtung versunken stehen vor dem Schwarzköpfchen, dem der Schlaf so schöne rote Bäckchen malte und so lustige Fäustchen ballte. In solchen Augenblicken hätte ihr niemand mehr etwas zu schenken vermocht. Wenn sie dann spät nach Mitternacht das Lämpchen löschte, da blickte sie mit dankbarem Herzen zum besternten Himmel auf. Wie gut war alles gekommen!

Das Stübchen hatte die Miene gewechselt wie die Herrin. Alles schaute gemütlicher drein. Am Fenster staken schmale, saubere Vorhänge, auf dem Gesims stand ein Blumentopf, an den Wänden hingen bunte Bilder, die von der Kleinen reichlich bewundert wurden. Früher hatte hier alles kahl und vernachlässigt ausgesehen. Freilich, mit einem unzufriedenen, freudlosen Herzen versucht man sich nicht behaglich zu machen. Da fühlt man sich nicht als Bürger und Einwohner im Leben, sondern als widerwillig Zurückgehaltenen, der sobald als möglich den unangenehmen Aufenthalt hinter sich haben möchte! Wozu denn Anstrengungen zur Ausschmückung?

Das Kind war dreijährig geworden, trug Röckchen und Stiefelchen und sprang wie ein Wiesel davon, wenn Agathe es zum Spaß haschen wollte. Da kamen eines Tags die Schwestern von ihren Dienstplätzen in der Stadt auf Besuch. Sie hatten sich verfeinert. Marie trug eine hellblaue Jacke und einen Filzhut mit keck aufstrebender Feder; Amalie hatte auf ihrem blauen Samteinsatz eine silberne Kette prunken. Sie wußten nicht genug von ihrem Leben in der Stadt zu rühmen. Jede wollte die noblere Herrschaft haben. Freilich, Arbeit gab's genug in der Woche, dafür aber das feine Essen und gebildeten Umgang! Es schien beide Ueberwindung zu kosten, von dem einfachen Gericht aus zinnenem Teller bei Agathe zu essen. Amalie erzählte von den schönen Sonntagnachmittagen mit dem Malergesell, der sie bald da-, bald dorthin ausführe und mit Geschenken nicht karge.

„Hat es auch Kinder in euerm Hause?" fragte Agathe.

„Leider ja!" lautete die Antwort bei Marie. „Die Krabben sind einem doch oft lästig; bald wollen sie dies, bald das. Was es nur zu putzen und aufzuräumen gibt ihretwegen, und manchmal, wenn man endlich freie Zeit hätte, da kommen sie erst noch und wollen unterhalten sein! Da hast du's doch schön, Amalie, bei deinem kinderlosen Ehepaar!"

„Nanu," meinte diese, „alte Leute sind manchmal auch wunderlich! Da muß man viele Krankengeschichten anhören; ich glaube, das ist eigentlich zwischen meinem Ehepaar die einzige Unterhaltung. Am Morgen will keines von beiden geschlafen, aber jedes das andere schnarchen gehört haben; er nimmt Essenzen, sie braucht Pillen, und manchmal scheinen sie mir fast eifersüchtig darauf, wer von beiden den schönern Schnupfen habe. Ja, wenn mein Karl nicht wäre, der mich an den Sonntagen wieder aufheitert, da wäre es oft langweilig!"

Dann erzählten sie von andern Bekanntschaften, von Kleidermoden, von Abendunterhaltungen, — nur von ihren Ersparnissen schwiegen sie. (Schluß folgt).

Die Baukunst als Ausdruck der Kultur.

Nachdruck verboten.

Mit sechs Abbildungen.

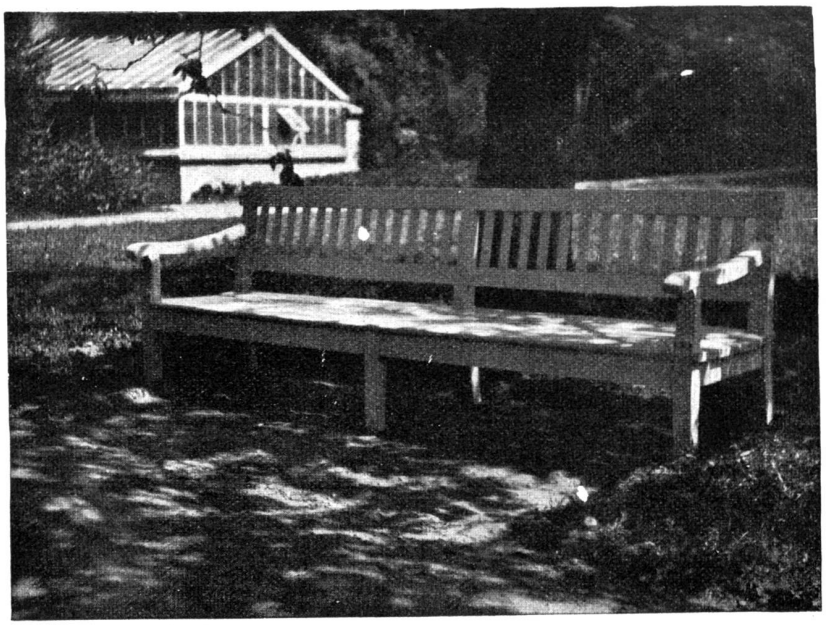
Weißt du, was man unter schön versteht? Ich nicht, höchstens kann ich sagen, ob ein Ding, da, wo es ist, schön ist oder nicht. Aber frage den Schulmeister, er wird es dir sagen: Schön ist, was sauber und ohne Flecken ist, was glatt, gerade, regelmäßig und symmetrisch ist, was glänzt, was verziert ist und viel gekostet hat. So muß es wohl sein; denn geh' das Dorf entlang und frage die Leute nach dem schönsten Haus im Dorf, und sie werden dir alle übereinstimmend mit dem Schulmeister sagen: Außer der „neurenovierten" Kirche ist das Schulhaus unser schönstes Haus. Und in der Tat, es

Im Rechberggarten zu Zürich.

Nach dem Aquarell von Julius Stadler, Zürich.

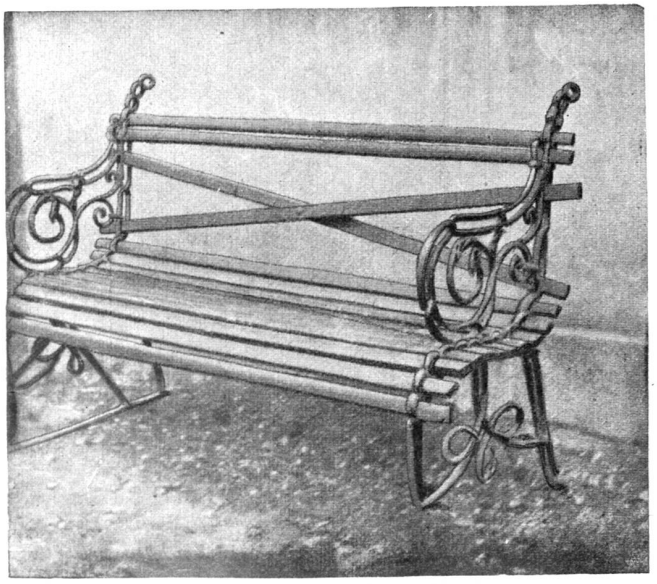
stimmt! Es ist von korrekter Regelmäßigkeit wie ein artiges Kind, kein Baum stört den freien Anblick auf allen Seiten. Ein Palast ist es beinahe; denn siehe, es hat im Erdgeschoß eine Art Rustika, aus Zement zwar bloß, die Lisenen an den Eckkanten sind aus Kunststein mit gelben Backsteinschichten dazwischen, und die vielen großen Fenster haben profilierte Umrahmungen. Freilich, wo die Treppe schief durch die Fensterfläche schneidet und wo im Innern das Licht von rechts einfallen würde, da hat man mit sogenannten blinden Fenstern der Regelmäßigkeit nur halbwegs gerecht werden können; denn es wäre doch Sünde gewesen, die Fenster des Treppenhauses da anzubringen, wo man sie braucht, und die große Wandfläche glatt stehen zu lassen, wie etwa bei den Bauernhäusern.

Ein klassisches Steingesims, aus Holz zwar bloß, begrenzt das sanft ansteigende mit blauen und violetten Schiefern gemusterte und von einzelnen Zinklukarnen belebte Dach. Gelblich-bläulich-rötlich-gräulich heißt der Farbenakkord des Ganzen. Alles in allem ein nobles Haus! Die alten, ehrlich derben, aber daseinsfrohen Bauernhäuser müssen sich ordentlich schämen vor dem städtischen Kollegen, der ihnen da gleichsam als Leuchte hingepflanzt worden ist. Im gleichen Sinn ist das alte bescheidene Kirchlein umgebaut worden. Aber es stellt jetzt etwas vor mit seinem Aufputz innen und außen. Und längst hat es den Vorstand des Verschönerungsvereins nicht schlafen lassen, daß der altmodige Dorfbrunnen mit der Empirevase und den Guirlanden der Würde der fortschrittlichen Gemeinde nicht mehr entspreche, und er hat ein reich mit Muschelwerk verziertes Zementbecken herstellen lassen, mit einer Säule verbunden, natürlich in Granitimitation; nur der „Marmorlöwe" auf der Säule ist aus Zink, und alle Welt ist entzückt über den schönen und dazu so billigen Brunnen. Jetzt halten es aber der Metzger, Bäcker und Grossist nicht länger aus hinter ihren kleinen Fenstern; Spiegelscheiben von soundsoviel Quadratmetern müssen herein, wenn sie auch durchaus nicht Bedürfnis sind und zudem das Lokal zum Frieren kalt und ungemütlich machen, elegant sehen sie eben doch aus. Der große Düngerhaufen seitwärts davon, einst ein Objekt des Stolzes, sieht zwar jetzt etwas eigentümlich aus und hat an Ansehen eingebüßt. Nun, wenn die neue Fabrik im englischen Shedbaustil vollendet sein wird, hat ihn sein Besitzer auch gar nicht mehr nötig. Ja, und neben der Fabrik soll eine Villa gebaut werden, so schön, daß manche in der Stadt nicht schöner sein kann, mit Erkern, Türmen, Verandas, Balkons, mit verzierten Steinen, gedrechselter und gesägter Holzarchitektur, nicht nur nach einem Stil, sondern in den Formen von sieben Stilarten. Daneben wird ein Garten angelegt mit Grotten, einem künstlichen Vierwaldstättersee, mit Naturholzbänken und -brücken, Zwerglein, Rehlein, leider nur wenige Quadratmeter groß, aber dafür um so reichhaltiger.



Beispiel einer Gartenbank. Aus Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. II: Gärten, Abb. 151.

Und du hast wirklich ernsthaft zugehört und hast weder gelächelt, noch ist dir die Zornesader angeschwollen darüber, daß ich nicht einen schlechten Witz, sondern leider Wahrheit berichtet habe, wie es nicht nur in einem Fall und an einem Ort, sondern wie es hundertfach geschieht in unserm Lande! Es ist im höchsten Grad bedauerlich zu sehen, wie sich der Bauer städtisch zu gebärden sucht, daß er nicht mehr stolz ist auf sein wie aus dem Boden gewachsenes, hochgegiebeltes Fachwerkhaus, das ihm der Städter dafür aus bloßer Neuerungssucht in der Stadt nachmacht, daß man meint, an die neuzeitlichen Einrichtungen für Bequemlichkeit, Gesundheit, Feuersicherheit 2c. allen gesunden, traulichen Heimatscharakter drangeben zu müssen, daß man schweres Geld wegwirft für elende, kindische Spielereien, die man Verzierungen nennt, und kein Geld hat für das Echte und Einfache, das ewig gut bleibt, daß man das scheinende Surrogat dem scheinbar anspruchslosern echten Material vorzieht, und daß diese ganze schreiende, gefallsüchtige und gehaltlose Art den Leuten noch Freude macht! Es ist allerhöchste Zeit, daß man die Sünden erkennen lernt, die man in Unwissenheit und Geschmacksroheit begeht; dann aber kann es besser werden; denn der Lehrmeister ist nicht weit, er ist schon dort um die nächste Ecke herum. Da steht noch ein Haus von anno 1800 etwa, einfach, mit wenig Verzierung, aber jeder Zoll ein Gentleman. Schon die Art, wie das Dach in großen Flächen über das Haus gezogen und in weichen Linien gebrochen ist, gibt dem Ganzen eine große, ruhige Silhouette. Die Mauerflächen und Fenster sind fein proportioniert und der Eingang freundlich und einladend, die Farben der Materialien untereinander und zu ihrer Umgebung in angenehmem Kontrast. Nirgends ist ein hohler Effekt oder kindischer Witz gesucht, sondern ruhig, wie selbstverständlich ist alles geworden. Das ist



Gegenbeispiel einer Gartenbank. Aus Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. II: Gärten, Abb. 152.

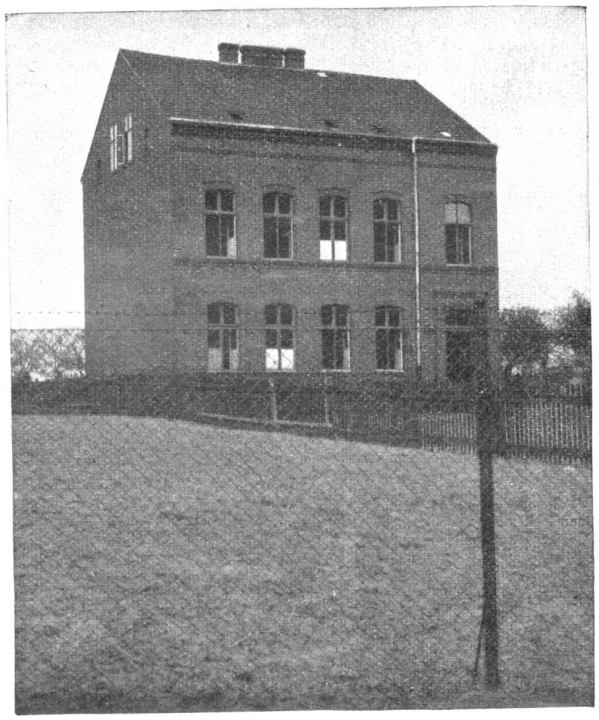
Beispiel eines freistehenden Wohnhauses. Aus Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 140.

Schönheit; denn auch das Innere entspricht vollkommen dem Zweck, den der Erbauer haben wollte. Die heutige Zeit verlangt vom Baukünstler Originalität um jeden Preis, er soll etwas Besonderes machen in der langen Flucht der Häuser, oder an der Landstraße soll man es gleich sehen: Aha, da ist dem Maier sein Haus, der ist aber ein Mordskerl! Originelles, d. h. Ursprüngliches, nicht Nachtretendes zu leisten, ist für ein Genie gerade recht; aber wenn der Zimmermann und der Maurermeister originell sein wollen, dann geht meistens der Geschmack mit ihnen durch. Und doch sind die vielen prächtigen alten Wohnhäuser in Stadt und Land, die gemütvollen Landkirchlein und stolzen Rathäuser vielfach nicht von Architekten, sondern nach Rissen von Handwerksmeistern erbaut worden. Weshalb konnten sie das? Sie hatten die guten Vorbilder ihrer Vorfahren, die Tradition, und taten von ihrem eigenen Ingenium nur soviel dazu, als für den betreffenden Fall schicklich war. Genie steckt aber manchmal auch in einem Zimmermeister, und ein solcher konnte und kann schon einen tüchtigen Ruck wagen.

Man findet heute die Meinung überall verbreitet: ja, ein Rathaus, ein Museum, eine Bank, eine Villa, die seien leicht schön zu bauen, aber ein Magazin, eine Gasfabrik, ein Schlachthaus, ein Turbinenhaus, ein Arbeiterhaus, diese müssen von vornherein auf allen ästhetischen Reiz verzichten. Und doch wäre es viel wichtiger, daß wir uns Mühe geben würden, gerade diese sogenannten Nutzbauten, die ja doch die große Mehrheit aller Bauten bilden, so zu bauen, daß sie nicht die Gegend durch ihre brutale Gegenwart aller Stimmung berauben! Mit denselben Mitteln und Verwendung neuzeitlicher Konstruktionen und Materialien, aber etwas mehr Aufwand an künstlerischem Wollen ließen sich solche Bauten ebenso praktisch, als gefällig und charaktervoll herstellen. Es wäre müßig, das zu fordern, wenn nicht durch die Tat einiger hervorragender Architekten bewiesen wäre, daß man mit den verhältnismäßig einfachsten Mitteln Nutzbauten erstellen kann, die durch ihren künstlerischen Entwurf weit erfreulichere Architekturwerke sind, als manche prätentiöse und luxuriöse Post-, Bank- und andere Paläste. Es wäre nur zu wünschen, daß im Geiste eines Messel, March, Hoffmann in Berlin, eines Hocheder Gräßel, Thiersch in München, eines Fischer in Stuttgart, Gull in Zürich und vieler anderer nicht nur zahlreiche junge Architekten projektierten, sondern ebensoviele Bauherren, seien es Private oder Behörden, gebaut haben wollten. Die Schöpfungen dieser Meister sind aus dem Zweck heraus geboren, sie stehen auf der örtlichen Ueberlieferung, sofern noch eine da ist, und bringen nur Neues, wo das Alte unzulänglich ist. Der Zweck gibt den Stil an, die Notwendigkeit erst läßt neue Formen entstehen. Dann können auch unsere Personen- und Güterbahnhöfe, die Bahnhofstraßen, die Tramwartehallen, Zeitungskioske, Gasfabriken, Schlachthäuser, Maschinenhallen u. s. w. augengenießbar werden. Und wenn es wahr ist, daß in schönen Gegenden ein freundlicherer, besserer Volksschlag zu finden ist, dann muß der heilsame Einfluß, der von der ästhetisch einwandfreien Umgebung durch unser Auge in unser Gemüt strömt, bald wohltuend bemerkbar werden. Es ficht mich wenig an, wenn ich ein schlechtes Buch oder Bild sehe; ich lese es nicht, gucke dran vorbei; aber das häßliche oder schöne Haus, an dem ich auf dem Weg zur oder von der Arbeit täglich vorbeigehen muß, das wirkt täglich niederdrückend oder erhebend auf mich ein.

Aber außer dem, was wir Neues produzieren, haben wir noch Sorge zu tragen zu dem, was unsere Vorfahren uns hinterlassen haben, den prächtigen alten Dorf- und Städtebildern, die oft durch eine schnöde Tramremise oder einen sezessionistischen Modebazar total zerstört werden. Und doch bilden eben diese charakteristischen Ansichten rein kaufmännisch betrachtet, ein Kapital, das sich schon durch den Besuch der zahlreichen Fremden verzinst. Unter dem Schwarm der Fremden sind eben manche, die am leiblichen und geistigen Wohl der Menschheit arbeiten, und nicht nur in unsern Bergen, sondern auch in unsern Behausungen, Dörfern und Städten Kraft und Anregung schöpfen wollen. Dabei sind wir selbst durch das gefühllose Niederreißen und Neuaufbauen auf dem besten Weg, ein Pflänzchen auszurotten, dessen wir uns so gerne rühmen, mit dem wir wohl auch an Festen prahlen: die Heimatsliebe. Es dürfte für manche größere und kleinere Stadt bei uns vorbildlich sein, was jetzt einige deutsche Stadtverwaltungen getan haben: bei allen Fragen, die auf das Stadtbild Bezug haben, nicht nur den Techniker, sondern auch den Künstler, sei er nun Maler, Architekt oder Ingenieur, zu Wort kommen zu lassen.

Bevor man Buße tun will, muß man, wie schon gesagt,

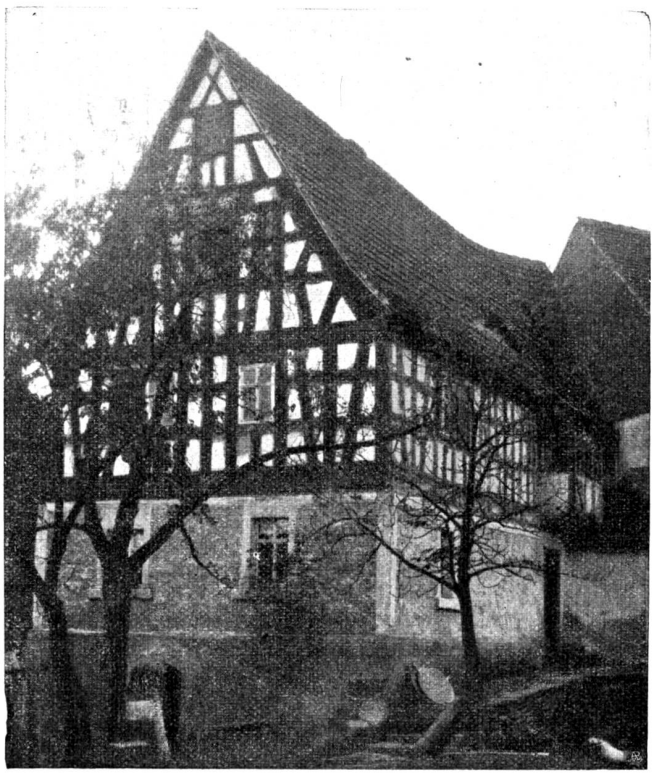


Gegenbeispiel eines freistehenden Wohnhauses. Aus Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 141.

seine Sünden einsehen, und wer sich nicht fürchtet, wenn es ihm wie Schuppen von den Augen fällt und ihm vielleicht jetzt sein Heimatsstädtchen, sein eigenes Haus, sein eleganter Salon, sein ganzer Wust von „Kunstsachen" nicht mehr gefällt, weil eben nirgends ein künstlerisches Atom drin ist, der lese die vortrefflichen Bücher von Paul Schultze-Naumburg.

Es sind bis jetzt erschienen: Paul Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten, herausgegeben vom Kunstwart, Georg D. W. Callwey, Kunstwartverlag München, Band I: Hausbau; Band II: Gärten; Band III: Dörfer und Kolonien. In Vorbereitung sind Band V: Kirchen und Friedhöfe; Band VI: Technische Bauten, Straßen, Brücken; Band VII: Burgen und Schlösser; Band VIII: Moderne Bauten; Band IX: Innenräume und Baumaterial; Band X: Pflanzen, Bäume, Forste.

In vorzüglichen Phototypien werden vorbildliche Bauwerke als Beispiele und hiezu die typischen Gegenstücke als Gegenbeispiele vorgeführt. Dabei gibt ein überaus anziehend geschriebener Text die nötigen Erklärungen für solche, die noch nicht selbst sehen, und die stets bereit gehaltenen „Ja, aber" der sogenannten Praktiker finden entsprechende Berücksichtigung. Daß es nicht nur das Alter der Bauwerke ist, das uns bezaubert, sondern die Sache selbst, zeigt auch das Gegenüberstellen guter und schlechter Bauten aus unserer Zeit. Einsichtige Leute haben diese Bücher als eigentliche Befreier von der Tyrannei der Häßlichkeitspraktiker und Protzbaumeister aufgenommen, und ich kenne hervorragende Architekten, die ihren Bauherren erst diese Bücher in die Hand geben, ehe sie ihnen Pläne anfertigen. Daß es gerade ein Maler ist und zwar ein bedeutender Landschafter, der zuerst und laut Protest erhebt gegen unsere heutige angekränkelte Baukunst, ist nicht zu verwundern; denn wie oft ist es schon dagewesen, daß erst ein besonders empfindliches Auge eine Wahrheit entdecken mußte, an welcher vorher Tausende achtlos vorübergingen.



Beispiel eines Fachwerkhauses. Aus Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten, Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 56.

Mit gütiger Erlaubnis von Verfasser und Verleger sei hier einiges aus den genannten Büchern mitgeteilt. Aus Band II: „Die Bank ist einer der wichtigsten Teile des Gartens; denn sie bezeichnet den Ort geselliger Zusammenkunft oder behaglicher Ruhe im Garten. Außerdem sitzt man darauf. Alle ältern Gartenbänke verkörpern diesen Zweck. — Man strich sie weiß, manchmal mit einem Stich ins Grüne. Diese Farbe hob sie nicht allein leicht erkennbar von ihrer dunkelgrünen Umgebung ab, sondern sie bildete auch einen freundlichen Farbenakkord mit ihr. Heut streicht man die Gartenbänke meist ‚holzfarben', macht sie dadurch unerkennbar und hebt den Akkord auf. Abb. 151 ist das Bild einer alten Gartenbank oder doch der Replik einer solchen. Abb. 152 ist die ‚reichverzierte' Bank aus Gußeisen, wie sie eine Zeit lang in allen Gärten und öffentlichen Anlagen zu finden war. Heut ist man noch naturalistischer geworden. Man macht die Bänke am liebsten ganz aus rohen Stämmen. Welche entsetzliche Stillosigkeit es ist, zu menschlichen Formen Naturformen zu verwenden, die etwas ganz anderes ausdrücken, davon war schon eingehend die Rede . . ."

Gegenbeispiel eines Fachwerkhauses. Aus Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten, Bd. III: Dörfer und Kolonien, Abb. 57.

Aus Band III: „Noch viel zu wenig ist aber die Erkenntnis aufgegangen, daß die einfachen unverzierten Gestaltungen für die Architektur von keinem geringen Wert sind. Meine eigene Ueberzeugung ist sogar die, daß sie für uns heute wichtiger sind. Erstens deswegen, weil der weit größere Teil der praktischen Aufgaben von heute aus wirtschaftlichen und andern Gründen auf jeden verteuernden ‚Schmuck' verzichten muß, und jene unverzierten alten Bauten eine eindringliche Ermahnung vorstellen, daß auch ohne hinzutretende Ornamentschmuckformen das Haus in seiner Gesamtheit ein ‚Schmuck' sein kann. Zweitens, weil auch schon in jenen ältern Zeiten die reichgeschmückten Häuser nicht immer die beste Gestaltung repräsentierten. Ein wirklich häßliches Protzentum konnte damals bei dem wundervoll geschulten Handwerk nicht recht zum Ausdruck kommen; denn auch die oft recht unnötig überladenen Fassaden, Türen, Balken und Füllungen waren stets mit so viel echtem Kunstgefühl ausgeführt, daß dies letztere mit allem versöhnt. Aber man muß endlich einmal aufhören, den Wert historischer Bauten nach der Zahl ihres Schmuckes einzuschätzen."

„Ganz besonders lehrreich ist der Vergleich von diesem Hause Abb. 140 mit 141, weil hier die Raumdisposition Teil für Teil absolut identisch ist und trotz alledem der Eindruck beider Häuser verschieden ist, wie Tag und Nacht. Bei beiden

Häusern zwei Stockwerke mit je fünf Fenstern. Bei beiden Häusern die Tür unten rechts. Bei beiden massive Giebel mit zwei Kammerfenstern darin, bei beiden die Schornsteine hinter der Firstlinie. Und doch ist bei Abb. 141 alles verpfuscht und bei Abb. 140 alles gut. Um ein solches Haus säuseln die Winde, über ihm lacht der Himmel, ziehen die Wolken. Es steigt aus der Erde wie eines ihrer Produkte, das dort wachsen mußte, so natürlich wie die Bäume neben ihm. In einem solchen Hause wohnen Menschen, an ein solches Haus können sich ihre Schicksale anknüpfen. Ein solches Haus kann ihnen Heimat werden. — An einem schnöden Kasten wie auf Abb. 141 wächst nichts an. Kein Baum, kein Heimweh. Hart, kalt und beziehungslos steht es in der Landschaft, und nur ein beengendes Gefühl kommt uns vor demselben auf, daß Menschen darin eingesperrt werden können."

Möchte die Frucht, die aus diesen „Samenkörnern" wächst, bei uns bald reifen!

Robert Rittmeyer, Winterthur.

Aus bewegten Tagen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Rudolf Kelterborn**, Basel.

(Fortsetzung).

Die Situation ließ es indes nicht zu, daß man lange ohne Gespräch blieb; denn trotz der Unwirtlichkeit der Gegend und der Jahreszeit fehlte es nicht an Verkehr, und alles deutete auf den in nächster Nähe tobenden Krieg. Militärfourgons zur Beschaffung von Lebensmitteln für die Truppen an der äußersten Grenze machten mehr als einmal dem Privatwagen den Weg streitig; ab und zu sprengten auch Ordonnanzen vorüber. Alles hatte Eile, alles hatte einen festen Zweck im Auge. Da die Geistlichen in ihrem südländischen Dialekte abermals unter sich vom Ende der Welt und ihren diesbezüglichen Reiseerinnerungen zu reden begannen, knüpfte der Lieferant, des Wagensitzens überdrüssig, hier an und meinte, auch da, in dem gottverlassenen Jura, der für Wölfe und nicht für Menschen gemacht sei, könnte man meinen, man sei am Ende der Welt. Man kam so auf die nächsten Aussichten zu reden. Riemer verteidigte die Ansicht, Frankreich habe noch Millionen von Soldaten, der Krieg sei erst recht im Anfang, bis in wenigen Tagen werde man hören, daß die Südarmee von Besançon aus nach Belfort und von da in Süddeutschland eingedrungen. In Basel habe ers ganz bestimmt gehört, daß in Altkirch und Mülhausen sicher auf diesen Fall gerechnet werde, es sei schon alles zum Illuminieren eingerichtet; in Freiburg im Breisgau gehe man alle Nacht mit Schrecken zu Bette. Der Viehhändler meinte, er sei neutral, die Hauptsache sei, daß der Krieg noch eine gute Weile währe; denn jetzt sei Geld wie Laub zu verdienen; eine schönere Geschäftszeit habe er noch nie erlebt. Er wies eine Handvoll blankes Gold und sprach: „Das hab ich an einem einzigen Transport gewonnen! In andern Zeiten muß man sich die Lunge aus dem Leibe rennen, bis man nur elende hundert Fränklein beieinander sieht."

Das erinnerte Riemer, daß eigentlich auch er sich auf einer Geschäftsreise befand. Allein es blieb nicht lange Zeit zum Nachdenken; die Franzosen gaben auch eine Erklärung ab, und die lautete einmütig dahin, der heilige Vater habe das Unglück Frankreichs vorausgesehen; es sei nichts als eine Zuchtrute Gottes für den Unglauben, der in Stadt und Land überhandnehme, und wenn es wirklich dazu kommen sollte, wie man in den Zeitungen lese, daß die Italiener, diese Söhne der Hölle, in der heiligen Stadt einrücken und den Papst gefangen nehmen, so solle sich nur niemand verwundern, wenn Frankreich von der Erde weggeschwemmt würde mit Feuerflüssen, wie Sodom und Gomorrha geschehen.

Endlich hielt der Wagen in St. Croix. Was nun? Der Lieferant war bald aus den Augen verschwunden, er suchte über Les Granches nach Pontarlier zu kommen. Die Klosterleute, begierig, nähere Erkundigungen einzuziehen, verabschiedeten sich kurz mit einem bedeutungsvollen: «Au revoir à la fin du monde!»

Das war bald vergessen; denn beim Posthaus stand trotz des Schneegestöbers eine dichtgedrängte Menschenmenge, Zivil und Militär bunt durcheinander. Eine Depesche von Paris war eingelaufen, laut der ein Waffenstillstand bevorstand. Noch wichtiger war die Nachricht, die von den Montagnards, die von Les Fourgs herunterkamen, gebracht wurde, daß man schießen höre, ein langes Rollen, in der Richtung vom Fort de Joux und Pontarlier. Riemer war klug genug, sich unter solchen Umständen so schnell wie möglich nach Dach und Fach umzusehen. In dem von Offizieren und Amtspersonen angefüllten Hotel war von Unterkunft keine Rede; doch garantierte ihm der Wirt, sobald er nur den Namen Nestel hörte, ein Zimmer in einem befreundeten Privathaus, für Speis und Trank sei unter allen Umständen gesorgt. Das ließ sich hören. Es ward akzeptiert und im Feldherrnton Auftrag gegeben, für die nachkommendeu Musterkoffer Raum zu schaffen und einen Knaben zu stellen, der dem Ortsneuling Weg und Steg weisen könnte.

Allein mit dem Aufsuchen der Geschäftshäuser und dem Nachfragen nach weitern Reisegelegenheiten hatte es gute Wege. Alles hatte den Kopf voll von Kriegs- und Einquartierungssorgen: die Männer waren im Dienst oder im Wirtshaus, um Neuigkeiten abzuwarten, die Frauen überaus mißtrauisch und zurückhaltend. Man wollte den Lauf der Dinge gewärtigen. In Pontarlier, hieß es nun plötzlich, und nicht in Belfort stehe die große Entscheidung bevor.

„Was treibst denn du da?" ließ sich plötzlich die Stimme eines Artillerieunteroffiziers vernehmen.

Riemer sah sich um. Erst nach einigem Staunen erkannte er in dem durch den kurzen Dienst schon ziemlich kriegerisch dreinschauenden Gesicht einen Welschlandfreund. Die Begrüßung war eine herzliche. Zehn Minuten später saß man hinter der Flasche. Das konnte man keinem von beiden übelnehmen. Dem Artilleristen war es zu gönnen, daß er nach einem angestrengten Marsch auf hocheingeschneiten Wegen, ein Stündchen Rast machen konnte, da er ja jede Minute gefaßt sein mußte, mit seiner Batterie nach Les Granges oder Buttes